

Aus mystischem Gedunkel umflackert vom Schein der Kerzen leuchten die Bilder der Altäre, bis das elektrische Licht anklingt und aus den Ecken die schimmerige Helle über den Hauptaltar ergießt. Prächtig und deutlich funkelt nun jede Einzelheit. Es ist aber zu viel Aufdringlichkeit der Wirkung. Die dunkle, ahnungsvolle Färbung des Kerzenlichts ist künstlerischer, feiner und tiefer. Die Schaustellung blendet, prunkt, aber lockt nicht mehr geheimnisvoll.

Zu einem Juwel ist die Gnadenkapelle geworden. Der reiche Barock ist hier gemildert durch die Formen des 16. Ludwig, Flächen und Halbreisief gliedern die Mauern. Ein sanftes Rosa schimmert in den Feldern der weißen Wände. Klassizistische Anfänge grüßen. Die zum Beten geöffnete Säulenhallbrunde des Gnadenaltars ist ungemein lustig und leicht. Die fast lebensgroßen Engelsfiguren beleben mit ihren hellschimmernden Leibern den Bau und können den Blick doch nicht weglenken von dem durch verstecktes Licht erleuchteten Kästchen, welches die Madonna zeigt mit dem Leichnam Jesu auf dem Schoße.

Eine seitliche Pforte führt in einen Gang, in dem zahlreiche Kerzen, die Spenden der Frommen, brennen. Auch hier ist das Düstter der Wände und Decken gewichen. Weiß ringsum. Hunderte von Bildern und Tafeln mit den Bitten um Rettung oder dem Dank für die Hilfe sind hier verwahrt. In altertümlichen Glaschränken ruhen die Botengaben, gestiftet aus Liebe und Dank. Der Gang wurde zur Galerie des Glaubens und der Erfüllung. Vor der Ursprünglichkeit der Gefühle und ihrer Äußerung bald naiv und einfach, bald in Ausdrücken der Verzüchtung verstummt jeder Einwand. Die Seele ist gefangen in der Unschuld des Glaubens. Vor den kleinen alten Fenstern halten Mauern den aufsteigenden Berg zurück. Da draußen ist die Freiheit der starren, kalten Welt. Herinnen aber weht eine warme, süße Seligkeit und ein Gefühl der Geborgenheit schließt sich um die zu Gott flüchtende Seele.

Sonne und Nebel

Von Karl Burker

Als der Dorflehrer Franz Hildebrand, damals vor dreißig Jahren, den Brief seiner Braut gelesen hatte, war ihm nicht anders, als hätte ihn jemand durch den Kopf geschossen. Schon nach den ersten paar Zeilen hatten die Buchstaben vor seinen Augen zu tanzen begonnen, um die Mitte herum war es ihm wie Schneefälle aus dem Herzen emporgestiegen und am Ende — nein, wie es mit dem Ende gewesen war, das ist ihm niemals ganz klar geworden. Er weiß nur, daß er auf einmal das Gefühl hatte, als würde ihm der Boden unter den Füßen fortgenommen, daß er in der Stube zusammenstürzte und mit der Stirne an etwas Hartes anschlug. Als er nach Wochen von einem schweren Nervenfieber wieder aufstand, war ihm das so langsam wieder ins Bewußtsein zurückgekommen.

Es war eben auch ein ganz unglaublicher Brief gewesen. Wie aus den Wolken war er herabgerissen. Durch nichts war er begründet. Nichts war durch ihn aufgeklärt. Es war nur einfach gesagt, das Verlöbniß sei hiemit gelöst, und es war gebeten, er, Franz Hildebrand, möge nicht versuchen, auf keine Weise versuchen, an dem hier ausgesprochenen Entschluß

zu rütteln, da schon jetzt versichert werden könne, an eine Willensänderung sei unter keinen Umständen zu denken.

Dieser ungeheuerliche Brief war einem Paket beigegeschlossen. Franz Hildebrand fand darinnen den Brautring, einige Bücher samt allen sonstigen kleinen Geschenken, die er seiner Verlobten im Laufe der Zeit gemacht hatte, fand seine Photographie und alle Briefe, die er ihr bis da geschrieben. Nicht einen von seinen Briefen hatte sie behalten. Er konnte es genau nachprüfen an der Hand eines Tagebuches, das er über seine Korrespondenz geführt hatte. Nicht einmal die Blumen waren vergessen, die in diesen Briefen gelegen. Nur daß sie jetzt vertrocknet und entfärbt waren.

Franz Hildebrand war, nachdem er der bösen Krankheit entronnen, tagelang, nächtelang über dem räthselhaften Brief geseffen, wußte nicht, was er dazu sagen, noch weniger, was er beginnen sollte. Über dem Schmerz, den er erstan empfunden, war inzwischen ein bitteres Gefühl in ihm aufgekommen, das sich mehr und mehr zu einem dumpfen Groll verdichtete und plötzlich, an einem Morgen, raffte er alles, was ihn an Elisabeth Arne erinnerte, zusammen und schaffte es, ohne einen Buchstaben beizufügen, auf die Post.

Schon eine Stunde später bereute er diesen raschen Entschluß. Wie er sich dann aber verstandesmäßig überlegte, wie denn anders er hätte handeln sollen, mußte er sich doch wieder recht geben. Sogar so etwas wie eine Genugthuung glaubte er sich verschafft zu haben. Nein, dieser Treulosen durfte man nicht mehr antworten. Auch nicht mit einem einzigen Wort. Die war solch ein Wort nicht wert. Hatte er ihr irgend etwas zu-leid getan? Wollte er sie nicht zu seinem Weibe machen? Hatte er ihr nicht gleich in der ersten Stunde gesagt, es sei ewig schade um sie, wenn sie in einer Vorstadtchule die schönen Jahre ihrer Jugend verlöre, und wenn sie hernach so langsam welken müßte, gezeichnet mit jenem herben Entsagungszug, der so vielen alternden Mädchen ins Gesicht geschrieben ist? —

An einem unsäglich gütigen Sommertag waren diese Worte gesprochen worden. Rings im blühenden Kraute hingen die Bienen, laub-frische, balsamduftige Birken stunden festlich am Wege, die Ferne zeigte das friedliche, heimtraute Bild einer Moorbauernkate, daraus ein selig-blaues Rauchfädelein in die feierliche Himmelstiefe emporträumelte. Wenn Franz Hildebrand späterhin in der Schule die Lüneburger Heide dran-nehmen mußte, glitt er stets rasch darüber hinweg, wußte er fast gar nichts zu sagen von der unendlich weichen, süßen Melancholie dieser Landschaft und erst recht verschwieg er, daß er diese Gegend früher einmal mit einem hochglücklichen Herzen durchwandert. Sein Groll ließ das nicht zu. Dieser letzte Brief! Borne keine Anrede, am Schluß kein Lebewohl — nein, es war zuviel!

Und nun waren viele, viele Jahre seitdem verflossen. Ein paarmal noch war Franz Hildebrand auf Reisen gewesen. Im Süden, im Gebirge. Vom Norden wollte er nichts mehr wissen. Er war auch nicht mehr los-gekommen von dem kleinen, weltabgeschiedenen Walddorf. Allemal, wenn er eine Veränderung erwog, stellten sich ihm allerlei Bedenken in den Weg. Und einsam war er auch geblieben. Einsam wie ein Klausenbruder. Grau war er mit der Zeit geworden, tiefe Furchen deckten seine Stirne. Wie ein alter Rabe kam er sich manchmal vor, obschon er die Sechzig kaum

überschritten hatte. In Dämmerferne lag jetzt alles dahinten, was früher einmal jung, begehrt und voll Hoffnungen in ihm gewesen war. Jenes unbegreifliche Mädchen, das ihm den Traum seiner Jugend zerstört, ihn mit dem ganzen Leben verzwistete hatte, zog nur noch selten durch seine Gedanken. —

Dann wieder einmal Herbst, ganz später Herbst. Nebel über dem Dorf, kein Läublein noch an den Bäumen; im dickstodigen Kachelofen der kleinen Lehrerstube krachten die Föhrenscheiter und draußen, wenn es wollte, konnte es jeden Augenblick anfangen mit Schneien. Der Postbote lief durch den horchenden, düsteren Dorfnachmittag. Jetzt langte er einen Brief ins Schulhaus herein. Hildebrand war sichtlich erstaunt. Die tägliche Zeitung war er gewohnt, ja. Aber einen Brief? Laßt sehen, ob es wirklich ein Brief ist! Seit Jahren war das nicht mehr vorgekommen. Gleichviel, die Aufschrift stimmte. Die Hand, von der sie rührte? Völlig unbekannt. Ja, völlig unbekannt.

Etwas umständlich wie einer, der solche Sache nicht gewohnt ist, öffnete Franz Hildebrand den Brief und nun begann er langsam zu lesen:

„Franz! Ich kann die Augen nicht schließen, bevor dieser Brief nicht geschrieben ist. Ich muß noch einmal mit Dir sprechen, Franz. Ja, ich darf Dich wieder so nennen, denn ich spreche zu Dir aus dem Jenseits. Wenn Dich diese Zeilen erreichen, hat sich die Erde bereits über mir geschlossen, bin ich kein schuldiger Mensch mehr, und darum, ja eben darum sage ich jetzt einfach Franz zu Dir.

Franz, ich hab' Dich immer lieb gehabt. So lieb, es ist nicht zu sagen! Ich bin bettelarm die vielen Jahre gewesen ohne Dich. Jede Stunde hab' ich mich nach Dir gesehnt. Du wirst das nicht wohl begreifen. Du denkst nur immer daran, daß ich Dir Dein ganzes Leben zerstört habe. Aber nun höre ein paar Augenblicke auf mich.

Weißt Du, was ein Eid ist? Ich meine ein Eid vor dem Gesetz. Weißt Du, welche Strafe den trifft, der die Bedeutung eines solchen Eides mißachtet? Denke, meinen Vater traf die Strafe! Denke, meinen Vater! . . . Hättest Du mich noch zur Frau haben wollen? Ich wußte es damals nicht. Ich wollte es zur Entscheidung nicht kommen lassen. Weißt Du, mir hat davor gebangt. Ich wollte mich trennen von Dir, damit — ja, wie soll ich es sagen? Damit mir doch wenigstens der Glaube bliebe! In jedem Fall der schöne, lichte Glaube, daß die Liebe — verstehst Du, eine Liebe wie die unsere es war — daß die Liebe alles, alles überwindet.

Siehst Du, Franz, nun begreifst Du mich schon besser. Denke noch ein wenig nach, und dann kommst Du vielleicht darauf, warum ich Dir damals geschrieben habe. So geschrieben, daß eine Antwort nicht mehr möglich war! Wenn Du wüßtest, was dieser Brief mich gekostet! Franz, ich hab' Dich so sehr geliebt. Ich liebe Dich noch heute, und ich liebe Dich so lange, als es sein kann.

Je und je bin ich Dir von ferne mit den Augen, mit der Seele gefolgt; ich machte es möglich, daß ich immer um Dich wußte. Und einmal habe ich meine Sehnsucht nicht mehr bändigen können. Dann bin ich einen Tag und eine Nacht in einem rasend schnellen Zug gefahren und bin zu Dir gekommen. Eine Stunde lang, vielleicht auch war es länger, stand ich im Schnee vor Deinem kleinen Schulhaus. Sterne waren am Himmel, unendlich viele Sterne. Siebzehn Jahre ist es nun her. Vor Deinem dicht-

verhüllten Fenster stand ich und in den süßen Schimmer Deiner kleinen Lampe hab' ich ein wenig mein Herz geschmiegt. . . . O Franz! — Es war mir damals ja so leid um Dich. So leid, weil Du so einsam warst. Aber, siehst Du, ich konnte doch nicht zu Dir heineingehen. Niemals wieder nach diesem Brief.

Franz, ich hätte Dir noch vieles, vieles zu sagen. Ich meine, ich behalte es bei mir. Es kann uns doch nichts mehr nützen. Du hast ein Leben verloren und ich kann Dir's nicht wieder zurückgeben. Sei mir jetzt nicht mehr böse! Denke, es war unser Schicksal.

O Franz! — Ich grüße Dich aus den Sternen!

Elisabeth Arne.“

Franz Hildebrand hatte den Brief schon längst zu Ende gelesen, aber noch immer hielt er ihn in den Händen. Diese Hände begannen leise zu zittern.

Elisabeth Arne. Hier stand er noch einmal, der unvergeßliche Name. Und dahinter kam ein kleiner Punkt. Dieser Punkt war wie der Grabstein hinter einem Menschenleben. Ein Menschenleben, im Leid ertrunken!

Der alte Dorflehrer sann. In das unbegreifliche Weltgeschehen versann er sich tief und tiefer. Dieses Im-Leid-Ertrinken, mußte es denn sein?

Die Augen begannen ihm zu schwimmen. Eine Träne rollte. Über den Brief hinweg blickte er hinaus auf die stille Dorfstraße. Da draußen sanken immer dichter die Nebel.

Eine Grenzbegehung in Randersacker

Von Oberlehrer Ignaz Fuchs, Schultat

Die alljährliche Grenzbegehung um die gemeindliche Flur dahier fand heuer eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß sich den Feldgeschworenen nach langer Zeit wieder einmal die drei oberen Jahrgänge der Knabenschule unter Führung ihres Klassenlehrers anschlossen.

Der Tag (14. November) wurde den Schülern in seiner Gestaltung als froher und lehrreicher Heimattag zu einem eindrucksvollen Erlebnis.

Unter Absingen sinniger Marsch- und Heimatlieder, die auch in den Herzen unserer bejahrten Feldgeschworenen ein klangvolles Echo auslösten, setzte sich die frohgelaunte Truppe in Bewegung. Der Stolz unserer Buben über die ihnen zugestandene Beteiligung am herbstlichen Grenzgang erfuhr noch eine erfreuliche Steigerung, als sie abwechselnd das Rüstzeug der Märker, d. i. Feldpläne in großen Mappen, Meßstangen, Feldstecher und Vergrößerungsglas, Hauen und Hacken tragen durften und nach einer liebevollen Begrüßung durch den Herrn Obmann von diesem erfuhren, daß sie an den einzelnen Grenzsteinen ordentlich „gestaucht“ würden und jeder von ihnen bei erwiesener Aufmerksamkeit während der Mittagspause im benachbarten Gerbrunn eine gute Stauchwurst mit Stauchklip ausgehändigt bekäme.

Die diesjährige Grenzbegehung beschränkte sich auf das Auffuchen und Beschreiben der Markungssteine an der Nord- und Ostseite unserer Flur; denn gerade diese Feldlage gegen unsere nur 4 Kilometer von hier entfernte Frankenhauptstadt Würzburg sowie gegen unsere nur 3 Kilometer